

Quelle

Datum

CARLOS WIDMANN

Kleine, böse Welt

*Das Haiti der
Duvaliers
und des Petit Pierre*

Würde Petit Pierre wieder am Flughafen stehen? Die Frage, die mir sogleich ein Schmunzeln ins Gesicht trieb, sollte vor der Landung vielleicht doch lieber verdrängt werden; man muß Enttäuschungen ja nicht herausfordern, und außerdem sind 16 Jahre eine furchtbar lange Zeit. War es nicht beim letzten Mal noch ein alter Seelenverkäufer gewesen, eine brüchige Propellermaschine, die mich auf dem „Aéroport François Duvalier“ abgesetzt hatte? Nun ist es dieser enorme Airbus aus Miami, der majestätisch am Piz la Selle vorübergleitet. Unter zerreißenen Wolkenschleiern leuchten wie damals die weißen Strände auf und das türkisblaue Meer. Der Golf von Gonaive öffnet sich wie das Maul eines Dinosauriers, um die gleichnamige Insel zu verschlucken; ein weißer Wolkenturban schwebt über dem violetten Bergmassiv von Kenscoff, und schon wird auch Port-au-Prince erkennbar, ein unruhiges Meer aus verrostetem Wellblech. Der Flughafen, auf den die Passagiere zumarschieren, hat seinen Namen eingebüßt. Aus einer Gruppe von Wartenden sehe ich einen Spazierstock mit silbernem Knauf hervorstechen, und unwillkürlich fällt mir der lustige kreolische Name für Spazierstock wieder ein: *Cocmacaque!*

Und wer schwingt so übermütig seinen Cocmacaque, wer trägt die elegantesten weißen Anzüge des karibischen Raumes, wer verabreicht den cointreffenden Damen die vollendetsten

Handküsse und zeigt jene „stets euphorische Miene, die durch nichts gerechtfertigt ist“? In der Tat: Es ist Petit Pierre, die Romangestalt, frisch wie am ersten Tag, die Politur der braunen Glatze von keiner Schweißperle befleckt. Vielleicht haben die vergangenen 16 Jahre seinen britisch getrimmten Schnurrbart um eine weitere Nuance grauer gemacht, sonst aber wirkt er genau so, wie Graham Greene ihn einst porträtierte: „Er hatte die schnellen Bewegungen eines Äffchens und schien sich auf einem Seil von Gelächter von Wand zu Wand zu schwingen.“ Aubelin Jolicœur ist sein bürgerlicher Name (selbst Greene konnte keinen besseren finden), und er pflegte als Gesellschaftsreporter der größten Zeitung Haitis, *Le Nouvelliste*, auf der Terrasse des Grand Hotel Oloffson zu sitzen, wo er „seine Getränkerechnung ausschließlich mit der Feder bestritt“.

Jolicœur, der Lebenskünstler, hat sich also auch in der Kunst des Überlebens als ein Meister erwiesen. Als Journalist 29 Jahre der „duvalieristischen Revolution“ lebendig zu überstehen, ist für sich schon bemerkenswert; dabei dem Blutregime nicht als publizistischer Putzlapfen gedient zu haben, oder jedenfalls nur ganz selten, grenzt schon an ein Wunder. In der Endphase der Herrschaft des jüngeren Duvalier mußte noch einmal um das Leben Jolicœurs gebangt werden: Eine Zeitung in Haiti hatte den Journalisten mit der Äußerung zitiert, Baby Docs ständige Kabinettsumbildungen glichen „den Zügen eines Schachspielers, der nicht einmal den Unterschied zwischen einem Turm und einem Läufer kennt“. Für so etwas verschwand man zu Zeiten von Duvalier père in den stinkenden Kasematten des Fort Dimanche und wurde (manchmal vor den Augen des Diktators) zu Tode gefoltert. Unter Baby Doc passierte dergleichen viel seltener, weshalb es nicht rundum falsch war, nach 1972 von einer „Liberalisierung“ des Regimes zu sprechen.

Graham Greene und der junge Aubelin Jolicœur hatten einander 1954 kennengelernt, in den feuchtröhlichen Herrschaftsjahren des Generals, Präsidenten und Playboys Paul Magloire, als noch allerhand intelligente Schickeria aus Hollywood und New York nach Haiti kam und es für den Touristen nichts Ungewöhnliches war, im Oloffson an der kleinen Bar einen Rumpunsch mit Noël Coward, Paulette Goddard oder Irving Berlin zu schlürfen. Truman Capote (damals noch ein zarter und überaus photogener Dichter) stellte seinen Freund Jolicœur dem weltberühmten Romancier Graham Greene vor, und keiner von beiden ahnte dabei wohl, daß Haiti einen Romanstoff „hergeben“ und Jolicœur eine farbige Figur darin sein würde. Als Bühne für einen Roman von Graham Greene fehlte Haiti im Jahr 1954 noch das wesentliche Element, das erst drei Jahre später von François Duvalier eingeführt wurde – der Hintergrund des Terrors.

Ein Jahrzehnt danach schrieb Greene in seiner Einleitung zu „The Comedians“ (deutsch: „Die Stunde der Komödianten“) vorsichtshalber, daß keine seiner Personen jemals wirklich existiert habe. Ähnlichkeiten seien zufällig; „Hier ein körperliches Merkmal, dort eine Sprachgewohnheit, eine Anekdote – sie werden in der Küche des Unterbewußtseins zusammengebraut und tauchen, zumeist selbst für den Koch unkenntlich, wieder auf.“

Doch natürlich ist Greenes treuherzige Vorbeurteilung nicht ernst zu nehmen, sie gehört praktisch schon zur Fabel. Bei meinem Besuch im

Quelle

Datum

Frühjahr 1970 war der leibhaftige Petit Pierre aus der Seite 41 des Romans direkt auf die Veranda des Oloffson gehüpft, um mich - in seiner Eigenschaft als Aubelin Jolicœur - in der Klatschspalte seines Blattes zu verewigen. Der Roman habe begonnen, auf Haitis Realität zurückzuwirken, schrieb ich hinterher; das Porträt nehme Einfluß auf das Modell: „Jolicœur tritt nun mit dem Aplomb eines Mannes auf, der sich als unsterbliche Figur der Weltliteratur begreift. Gleichzeitig glaubt er, im wirklichen Leben soviel Eigengewicht gewonnen zu haben, daß er seinen Schöpfer verleugnen könne.“

Hatte ich denn damals nicht kapiert, daß dieser Seiltänzer um sein Leben fürchten mußte? Jolicœur ging 1970 regrecht hausieren mit einem Artikel aus den *Miami News*, in welchem er „zu den frühesten und treuesten Anhängern Präsident Duvaliers“ gezählt wurde; Jolicœur - so hieß es darin - distanziert sich „mit aller Entschiedenheit“ von der „Stunde der Komödianten“ und der Figur des Petit Pierre. Das Gefährliche war nämlich, daß der Roman Greenes - und seine etwas grobschlächtige Verfilmung mit den Stars Elizabeth Taylor, Richard Burton, Alec Guinness und

Peter Ustinov - ein ebenso realistisches wie vernichtendes Bild der Herrschaft Duvaliers in aller Welt verbreitet hatte und daß (abgesehen natürlich von Papa Doc und dessen Schergen) die einzige direkt „aus dem Leben gegriffene“ Gestalt darin eben der Petit Pierre war. Der Eintritt in die Weltliteratur besänftigte dem Journalisten Jolicœur zunächst einmal das Gefühl, daß ihm eine Schlinge um den Hals gelegt wurde. Dem alten Dracula in der *Maison Blanche* von Port-au-Prince war ja nicht entgangen, wie berühmt Jolicœur geworden war, und allein daraus erklärt sich wohl dessen plötzliche, zeitweilige Kooperation mit dem Tyrannen, dessen Reisen als „Goodwill-Botschafter“ Duvaliers, dessen vorüberge-

Francou

hender Ruf im diplomatischen Korps, der feinste Spitzel des Regimes zu sein.

Forget it. Wir sitzen wie in alten Zeiten wieder auf der Veranda des Oloffson. „Mit seinen Türmchen und Balkonen und hölzernen Verzierungen wirkte es nachts wie ein verwünschtes Haus auf einer Charles-Addams-Zeichnung im *New Yorker*. Man erwartete, daß eine Hexe oder ein irrsinniger Butler einem die Tür auftrat, hinter sich eine Fledermaus, die vom Lüster herabhing. Im Sonnenschein aber, oder wenn zwischen den Palmen die Lichter brannten, sah es zerbrechlich und altväterlich und hübsch und lächerlich aus, eine Illustration aus einem Märchenbuch.“

Nur in einem Punkt war Graham Greene bei der Beschreibung dieses zauberhaften viktorianischen Holzschlößchens, das honigfarben in einem stets ungepflegten Garten über der Bucht von Port-au-Prince liegt, von seiner Vorlage abgewichen: er nannte es, bewußt unpassend, „Trianon“. Anders als bei meinem letzten Besuch hängen jetzt keine Bettler in den Bäumen vor den Seitenterrassen des Oloffson. Sie zirpten damals nur, oder ahmten Vogellaute nach, oder sandten ulkige Geräusche aus, und ihre Hände ragten aus dem Laub hervor, machten stumme, sprechende, bittende Gesten. Es gibt sie nicht mehr, diese Bettler. Ist denn auf Haiti der Wohlstand ausgebrochen, noch unter der Herrschaft von Baby

Doc? Nein, es hat wohl eher damit zu tun, daß im Oloffson derzeit keine Touristen mehr logieren. Nur noch ein Dutzend Reporter: hartherzige, befehlsgewohnte Leute in knallbunten Hemden und Safari-Anzügen, die mit zierlichen Schreibcomputern arbeiten und überall dort zur Stelle sind, wo es Leichen und Ruinen gibt.

Ein Amerikaner von Associated Press hat sich bei Botschaftsexperten in Port-au-Prince eine Zahlenangabe besorgt, die später im Wust der endlosen Fernschreiben irgendwie unterging. 50 000 Menschen seien auf Haiti unter der Herrschaft des Duvalier-Clans gewaltsam ums Leben gekommen oder spurlos verschwunden, hieß es darin. 50 000 Gemordete in einer Republik, die ein

bißchen kleiner ist als die Schweiz und die auf dem - überwiegend gebirgigen - westlichen Drittel der Insel Hispaniola um das Jahr 1970 nur etwa 4,8 Millionen Menschen beherbergte. Man muß sich das vergegenwärtigen und auf andere Maßstäbe projizieren: 50 000 Umgebrachten in Haiti würden in der Bundesrepublik ungefähr 610 000 entsprechen, in der heutigen Sowjetunion mindestens drei Millionen. Wer also versucht, die Untaten der Duvalier-Herrschaft „quantitativ“ einzuordnen, der kommt nicht um die Tatsache herum, daß es zwischen 1957 und 1986 im Golf von Mexiko - und ungefähr 900 Kilometer südöstlich von Miami - ein Regime gab, das im Hinblick auf die Achtung der Menschen-

rechte einen Vergleich mit den Diktaturen Hitlers und Stalins keineswegs als völlig abwegig erscheinen läßt.

Können wir es da dem Seiltänzer Jolicœur verübeln, wenn seine Begriffe von Schuld und Sühne nicht ganz denen des westlichen Besuchers entsprechen? Er, der hinreichend Unbescholtene, überrascht uns mit einem Plädoyer für „Madame Max“, für die Chefin der *Tonton Macoutes*. Nach der Flucht Baby Docs haben die Militärs die 72jährige Frau aus ihrem Haus in Pétienville geholt und schnell in der Kaserne Dessalines hinter dem Präsidentenpalais untergebracht, sonst wäre wohl auch ihr abgeschmittener Kopf - wie der so manch anderer *Tontons* - im Triumph durch die Straßen geschleift worden. Nun wartet sie, die einstige Herrin von Fort Dimanche, die unter Papa Doc und Baby Doc die 15 000 *Freiwilligen der Nationalen Sicherheit* befehligte, auf ihren Prozeß. Die Chefin der Killer mit den breiten Hüten, den spiegelnden Sonnenbrillen, den großen Knarren und den wiegenden Hintern, die so viele Oppositionelle und so viele Unschuldige auf dem Gewissen haben - auf welche Art von Milde kann sie wohl hoffen, wenn es hier einmal ein unabhängiges Gericht geben sollte?

„Ich habe dieses eine Mal nichts dagegen, wenn Sie mich wörtlich zitieren“, sagt Aubelin Jolicœur mit völlig ungewohnter Feierlichkeit, „aber es muß einfach gesagt werden: Madame Max Adolphe, geborene Rosalie Bousquet, Befehlshaberin der *Tonton Macoutes*, ist eine Frau von Charakter. Sie hat einen dreckigen Job so anständig wie möglich erledigt. Sie hat nicht nur viele Leute hingerichtet, sondern oft auch den Befehl verweigert und Menschenleben gerettet. *Please, take*

L 700B17 <

Quelle

Datum

your pick, nehmen Sie sich davon, was Sie wollen. Niemand ist hier frei von Schuld. Wer wirft den ersten Stein auf Madame Max?" Da wird dem Besucher schon ein bisschen schwindlig. Seine Frage an Jolieœur, ob auch er der launischen Sadistin von Fort Dimanche sein Überleben verdanke, bleibt ohne Antwort. Er tänzelt davon und winkt zum Abschied mit dem *Cocômacaque*.

Das schwerfällige, schläfrige Kind mit den dicken Brillengläsern ist hier irgendwo aufgewachsen, in diesem schäbigen Häuschen hinter dem Präsidentenpalais, wo man jeden Schuß und jeden Schrei vernehmen konnte. Der Vater, Duval Duvalier, war ein arbeitsloser Volksschullehrer aus Martinique, die Mutter, Uritia Abraham, eine Brotträgerin. Der kleine François war fünf Jahre alt, als das Präsidentenpalais (damals noch aus Holz) von einer Explosion zerfetzt wurde, der auch Präsident Cincinnatus Leconte zum Opfer fiel. Er war sechs, als Präsident Tancredi Auguste vergiftet wurde; der Leichenzug mußte unterbrochen werden, als zwei Generäle hinter dem Sarg um das Präsidenten-

amt zu streiten begannen und die Pistolen zogen. Er war acht, als Präsident Guillaume Sam von einem wütenden Mob aus der französischen Botschaft herausgeholt, auf dem Gartenzaun aufgespießt und anschließend zerstückelt wurde. Im gleichen Jahr - 1915 - wurde Haiti von den amerikanischen Marinefällihoren besetzt.

Gut möglich, daß die 20 Jahre amerikanischer Besatzung insgesamt eine friedliche und fortschrittliche Zeit waren, aber die Haitianer scheinen sie trotzdem nicht recht genossen zu haben. „Pas occupation!“, wurde noch ein halbes Jahrhundert später an die Mauern von Port-au-Prince geschrieben, als der Sturz Baby Docs sich ankündigte, und *Le Nouvelliste* gedachte dieser Tage des Kommandanten der Marines, Admiral Caperton, mit dem Fremdwort „Gauleiter“. Wie üblich sind vor allem die „bad news“ in Erinnerung geblieben: daß die Besatzer sich der „coryée“, der Zwangsarbeit, bedienten, um die Haitianer zum Straßenbau anzuhalten, und daß auf den Straßen von Port-au-Prince rebellierende Bauern von den Marines niedergemäht wurden.

Der junge François Duvalier, Schüler am Lycée Pétiön, zeigte kein Interesse an Politik. Er kam ohne Aufnahmeprüfung an eine von den Amerikanern eröffnete medizinische Schule, wo er 1934 seinen Abschluß machte. Im gleichen Jahr zog Präsident Roosevelt die Marines aus Haiti zurück. Das Ereignis wurde von den Einheimischen gefeiert, indem sie die von den Amerikanern hinterlassenen Brücken und Telephonleitungen in der Hauptstadt zerstörten. Die Landeskette schreibt vor, daß bei wichtigen Anlässen auch die Geschäfte geplündert werden.

Daß in dem Dr. med. Duvalier ein Monster heranwuchs, war niemandem aufgefallen. Duvaliers Beschäftigung mit dem Voodoo-Kult, mit Spiritismus und schwarzer Magie wurde als anthropologisches Hobby angesehen. Die solide Halb-bildung, die er auf Haiti empfangen hatte, wurde 1944 durch zwei Semester an der University of Michigan vertieft. Amerikanische Mitschüler nannten Duvalier und dessen haitianischen

Freund „the dumb twins“, die doofen Zwillinge. Unter dem Druck politisierender Kollegen hat Duvalier, ansonsten ein überzeugter Päderast, die Mulattin Simone Ovide geheiratet. Wie der verschlafene kleine Doktor von den Amerikanern in ihrem Kreuzzug gegen Tropenkrankheiten angeheuert wurde, wie ihn dies dann qualifizierte, unter Präsident Estimé zum Direktor des Gesundheitsdienstes, danach zum Minister für Gesundheit und Arbeit aufzusteigen, wie Duvalier daraufhin abermals von den Amerikanern zum Berater ernannt wurde, bevor er 1957 - eher durch Zufall und weil man ihn für völlig harmlos und leicht beeinflussbar hielt - sogar zum Präsidentschaftskandidaten avancierte, ist eine komplizierte Geschichte, an der nur das Ergebnis als bemerkenswert erscheint: daß eine Figur wie Duvalier tatsächlich Präsident der Republik werden konnte.

Bernard Diederich vom Magazin *Time* (der inzwischen selber zu den Hemingway-Gestalten gehört, die man an der Bar des Oloffson erwarten darf) hat sich 1969 die Mühe gemacht, die ersten zwölf Herrscherjahre Papa Docs in Buchform festzuhalten. Es ist eine heute noch faszinierende Fleißarbeit, eine bluttriefende Skandalchronik, die stark an Hitlers erste Machtjahre erinnert - an die Ermordung des Generals Schleicher, an den Röhm-Putsch, an die Zeit, die Bertolt Brecht im „Aufhaltsamen Aufstieg des Arturo Ui“ so wirkungsvoll als Gangsterstück aus dem Chicago der zwanziger Jahre „verfremdet“ hat. Nur: Bei Papa Doc kamen gewisse afro-karibische Besonderheiten dazu. Man kann sich einen Stalin oder Hitler nicht so recht nackt in der Badewanne mit einem Homburg auf dem Kopf und einer Havanna im Mund bei der „Meditation“ vorstellen, was bei Papa Doc alltäglich war. Man kann sich auch nicht so leicht die Herrschaft eines paranoiden und geistergläubigen Schwerverbrechers vorstellen, der ein Entwicklungsland auf ewig zu terrorisieren vermag, jedenfalls nicht hier; im Uganda Idi Amins vielleicht, im Zentralafrika des „Kaisers“ Bokassa - aber doch nicht so nahe an der Küste Floridas.

Dieser Punkt ist der wichtigste. Das Buch Bernard Diederichs macht einem klar, wie genau Duvalier die Verwundbarkeit der Amerikaner einschätzte und welch ein Geschenk es für ihn gewesen sein muß, daß auf der Nachbarinsel Cuba gegen Ende 1958 eine Regierung an die Macht kam, die von den USA von Anfang an als kommunistisch eingeschätzt wurde und die drei Jahre später dann auch tatsächlich kommunistisch geworden ist. Diederich beschreibt anschaulich, wie es Duvalier gelang, die Regierungen Eisenhower, Kennedy, Johnson und Nixon davon zu überzeugen, daß strammer Antikommunismus das wesentliche Merkmal seines Regimes sei - und daß, wenn Washington dies nicht anerkennen und honorieren wolle, eine Hinwendung Haitis zur Sowjetunion nicht ausgeschlossen sei. Selten ist primitivste Erpressung so wirkungsvoll ausgeübt worden, selten hat ein Regime, das so leicht von Washington aus zu beobachten war, die amerikanische Regierung so brutal hinteres Licht geführt. Die Linken in Südamerika, die in Duvalier einen „Satrapen des Imperialismus“ sahen, täuschten sich gründlich; es war vielmehr die amerikanische Regierung, die sich dem Diktat des Tyrannen von Port-au-Prince widerwillig unterwarf. Aller politischer Common sense wurde der ideologischen Besessenheit geopfert. Auf Verlangen Duvaliers installierten die USA eine Militär-

L 700B 18

3

sion auf Haiti, welche die Truppen des Diktators ausbildete und dessen innenpolitischen Feinden den (rundum falschen) Eindruck vermittelte, die USA stünden hinter Duvalier.

Daß dieses Gruselstück drei Jahrzehnte lang gespielt werden konnte, ohne daß die Protagonisten davongejagt wurden, ist freilich auch das Ergebnis haitianischer Geschichte und Unterentwicklung. Die Sklaveninsel, die sich 1804 aus eigener Kraft von den Franzosen befreite und zunächst eine Reihe heroischer, brillanter und exzentrischer Führer hervorbrachte, hat sich von der Zerstörungsorgie nach Erlangen der Unabhängigkeit nie wirklich erholt. *Voodoo*, die animistische „Gegenreligion“ der Sklaven, erwies sich nicht gerade als staatstragend – oder, wenn auch auf perverse Weise, in einem Falle doch: Als Duvalier 1957 an die Macht kam, begann er sogleich, Voodoo für seine Zwecke zu mißbrauchen. Er machte die *Houngans* und die *Mambos*, die männlichen und die weiblichen Voodoo-Priester, zu Instrumenten im psychologischen Krieg gegen alle jene Kräfte, die er als potentiell feindselig einschätzte. Aufgabe der *Houngans* war es, dem Volk zu suggerieren, daß Papa Doc über übernatürliche Kräfte verfüge – oder gar ein *Zombie* sei, ein auferstandener Toter, der unsterblich ist.

Dr. François Duvalier, der Geistige Führer der Nation und Präsident auf Lebenszeit, der Zivilisator, die Unteilbare Plagge Haitis, der Erneuerer, der Revolutionär, der Stromspender, der Erzieher, der Straßenbauer, der Mann des Schicksals (dies nur ein repräsentativer Querschnitt seiner Titelsammlung), benutzte Gruselmethode nicht nur bei der physischen Vernichtung seiner Gegner, sondern auch in der Öffentlichkeitsarbeit. „La Voix de la Révolution Duvalieriste“, sein persönlicher Rundfunksender, pflegte zwanzigmal am Tag die gleiche Fünf-Minuten-Sendung mit seiner, Papa Docs, Stimme auszustrahlen, umrahmt von unheimlich hallenden Echoeffekten, wie sie die Tontechniker sonst bei primitiven Horrorfilmen anzuwenden pflegen. Auch Papa Docs eigene Redeweise, guttural und schleppend, glich verblüffend einer „Grabesstimme“, wie man sie im Kino oder im Kasperltheater von auferstandenen Toten, Schloßgespenstern oder steinernen Gästen kennt. „Duvalier ist unverwundbar“, hämmerte eine Propagandastimme am Ende der Sendung, und bellend fügte sie hinzu: „Wer gegen Duvalier ist, der will Haiti zerstören und muß selber vernichtet werden.“

Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten amerikanischer Politik, daß die Regierung Eisenhowers im Mai 1959 alles Menschenmögliche unternahm, um diesem absurden und gefährlichen Tyrannen das Leben zu retten. Papa Doc war zuckerkrank, und als er am 24. Mai in ein Koma fiel, verabreichte ihm sein Leibarzt die gewohnte Insulinspritze; Duvalier zeigte indessen keine Wirkung, worauf Clement Barbot, der damalige Chef der Tonton Macoutes, den amerikanischen Botschafter Drew um Hilfe bat. Es wurde daraufhin ein ganzes Ärzteteam aus dem benachbarten amerikanischen Marinestützpunkt Guantánamo herbeigeflogen, das 30 Tage lang um das Leben Duvaliers kämpfte, unterstützt von zwei amerikanischen Kardiologen, die aus New York entsandt worden waren. Haiti hätte die Verurteilung zu „lebenslänglich Duvalier“ wohl 18 Jahre früher hinter sich gehabt, wenn die USA nicht dieses Übersoll an Hilfsbereitschaft geleistet hätten.

Nachdem Vater Duvalier 1971 schließlich doch in die ewigen Jagdgründe eingegangen war, wur-

de die Herrschaft seines Sohnes Jean-Claude nur noch eine übermäßig in die Länge gezogene Fußnote. Das verfressene Riesenbaby, das im Alter von 19 Jahren „Präsident auf Lebenszeit“ wurde, hat in 15 Herrschaftsjahren kaum einen eigenen Willen entwickelt. Baby Doc wurde zuerst von seiner Mutter, später (nachdem er wie Papa Doc zur Ehe gezwungen worden war) von seiner Frau und seinem Schwiegervater gegängelt. Die Mullattenfamilie Bennett hat den Ehebund dazu benutzt, gemeinsam mit dem Duvalier-Clan die Republik Haiti auszuplündern. Der Terror der Tontons war nun nicht mehr – wie unter dem Papa – reines Instrument der Machtentfaltung und der Vernichtung, sondern er diente nur noch der Befriedigung des Erwerbstriebes. Das hat dem Staatsterrorismus die Überzeugungskraft genommen, es hat den Schülern und Studenten den Mut gegeben, Duvalier als „Gauner“, Michelle Bennett als „Hure“ zu bezeichnen. Als diese Parolen als ein *coup de langue* (wörtlich: „Zungenputz“) die Republik eroberten, war die Herrschaft der Duvaliers entzaubert, brach das Regime bald zusammen.

Jubel auf der Veranda des Oloffson. Aubelin Jolicœur winkt fröhlich mit seinem *Cocomaque*, er wird von der Verwalterin und einigen Stammgästen abgeküßt, er strahlt womöglich noch mehr Euphorie aus, als Graham Greene vor 20 Jahren an ihm wahrnahm. Die Romangestalt Petit Pierre, der Seiltänzer und Überlebenskünstler, ist soeben von der Regierung des Generals Namphy zum Tourismusminister ernannt worden. Das Klavier beginnt zu klimpeln, Gitarre und Marimba schließen sich an, und auf dem ehrwürdigen Parkett des Oloffson wird wieder getanzt. Ein unvergeßliches Bild, gemalt von einem der bekannten „naïven“ Künstler Haitis, grüßt aus dem Hintergrund: Es zeigt die Veranda des Oloffson, einige sehr steife Gäste und zwei feierliche Kellner im Frack – doch alle haben, statt der Beine, violette Fischschwänze wie Meerjungfrauen.